Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaufürsten; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstraße 66; Filiale Königstadt: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Handels-Zeitung“, sowie dem illustrirten Wihblatt „ULK“, der feuilleton. Montags-Beilage „Zeitgeist“, dem belletristischen Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 Mark 25 Pf. Rußland expl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.). — Inserate à Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 253. Berlin, Sonnabend, den 23. Mai 1891. XX. Jahrgang.

Für den Monat Juni
werden bei **allen Post-Anstalten** des Deutschen Reiches **Abonnements** auf das
„Berliner Tageblatt“ und **Handels-Zeitung**
mit Effekten-Verloosungsliste nebst illustr. Wihblatt „ULK“, belletrift. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“, feuilleton. Beiblatt „Der Zeitgeist“, „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ zum Preise von **nur 1 Mk. 75 Pf.** entgegengenommen; ebenso in **Berlin** bei sämmtlichen Zeitungs-Spediteuren, allen Stadt-Postämtern, sowie bei der Expedition des „Berliner Tageblatt“, Jerusalemerstr. 48/49.
* * *
Allen neu hinzutretenden Abonnenten
wird der bis 1. Juni abgedruckte Theil des Romans:
„Ahnen und Enkel“ von **Georg Engel**
gratis und franco nachgeliefert.

Der Papst und die Arbeiterfrage.

Das vielerwartete Sendschreiben Leos XIII. über die Arbeiterfrage ist nun endlich erschienen. Ueber die Hauptgrundsätze desselben haben wir unsern Lesern bereits einige vorherige Mittheilungen machen können. Jetzt bleibt nur noch übrig, das ganze Schriftstück nach seinem gedanklichen Zusammenhange zu betrachten. Nach jeder Richtung hin muß das Sendschreiben Leos als ein durchaus ungewöhnliches bezeichnet werden. Schon rein äußerlich genommen, erweist es sich als eines der umfangreichsten Dokumente, welche jemals aus der päpstlichen Kanzlei hervorgegangen sein dürften. Auch ist die Form der Abfassung keineswegs so salbungsvoll, so pomphaft und mit Bibelsprüchen, Citaten aus den Schriften der Kirchenväter überladen, wie dies sonst gemeinhin der Brauch der Kurie ist. Im Ganzen und Großen ist das Aktenstück in einem modernen, natürlichen Stil geschrieben. Es liest sich wie eine volkstümlich verfaßte Abhandlung. Daher mag es denn auch wohl gekommen sein, daß sich eine unverkennbare Breite in der Darstellung und in der Auseinandersetzung selbst ganz einfacher Begriffe geltend macht. Am auffälligsten ist aber die von dem Herkommen der Kurie abweichende Form der Veröffentlichung dieses Sendschreibens. Obgleich es sich naturgemäß an die obersten kirchlichen Würdenträger wendet, ist es außerdem an alle Fürsten und Staatsoberhäupter direkt übersendet worden. Ferner ist es allen Staatsmännern, sowie hervorragenden Volkswirthen, Mitgliedern der verschiedenen Volksvertretungen zugegangen. Das ist ein durchaus ungewöhnliches Verfahren, und es beweist, welch ein ungeheures Gewicht man päpstlicherseits gerade auf dieses Sendschreiben legt. Man kommt beinahe auf die Vermuthung, als liege in dieser Art des Vorgehens des Papstes in der Behandlung der Arbeiterfrage eine mittelbare Antwort auf die durch den jetzigen deutschen Kaiser ins Leben gerufene Arbeiterkonferenz. Es war das erste Mal in der Geschichte der Diplomatie, daß sich Staatsmänner aller Länder auf das Geheiß eines der mächtigsten Fürsten versammelten, um über die Behandlung der Arbeiterfrage zu berathen. Das kühne Unternehmen des jugendlichen, aufstrebenden deutschen Kaisers weckte ihm überall lebhafte Theilnahme. Man weiß, daß damals die päpstliche Kurie von der Konferenz ausgeschlossen bleiben mußte. Jetzt hat sie sich nun zu einem selbstständigen Vorgehen entschlossen, um nicht hinter den Bestrebungen der weltlichen Mächte, auf die Weiterentwicklung der Arbeiterfrage entscheidend einzugreifen, gar zu sehr zurückzubleiben. Aber schon dieser Umstand beweist, daß in dieser gewaltigen Frage das Papstthum als solches nicht in der ersten Reihe der geschichtlichen Faktoren steht. Die Zeiten haben sich auch in dieser Hinsicht unwiederbringlich geändert. Geschichtliche Impulse gehen nicht mehr, wie zu den Tagen der Innocenze, der Gregore, von dem Hauptsitze der römischen Kirche aus. Es sind eben im Laufe der Entwickelung andere Machtfaktoren in den Vordergrund getreten. Hierin unterscheidet sich vornehmlich die neue Weltanschauung von der versunkenen mittelalterlichen.

Aber nicht blos zeitlich hinkt sozusagen dieses päpstliche Sendschreiben hinter jenem Vorgehen eines der mächtigsten Träger einer irdischen Gewalt zurück. Auch inhaltlich, in ihren Ausführungen bleibt diese päpstliche Willenskundgebung ganz entschieden hinter den Erwartungen zurück, welche man an dieselbe geknüpft hatte. Wer unbefangen diese langathmigen Erörterungen durchliest, der muß eigentlich über die Armuth an großen Gedanken, über den Mangel an jedweder eigenartigen Auffassung der Arbeiterfrage erstaunt sein. Das also ist die Summe der vielgepriesenen, unerreichten römischen Weisheit in der Behandlung der unsere Welt bewegenden sozialen oder Arbeiterfrage? uns man unwillkürlich aus. Ohne irgendwie anmaßend sein zu wollen, muß man von diesem päpstlichen Sendschreiben aussagen, das Gute in demselben ist nicht neu.

Zunächst erörtert Papst Leo sehr umständlich die Frage nach der Berechtigung des Privatbesitzes an Grund und Boden, um den Nachweis zu führen, daß derselbe auf der menschlichen Natur beruhe. Hierdurch soll der sozialistischen Lehre von der Staatswirthschaft die logische Voraussetzung weggeschoben werden. Die Gründung einer Familie, die Erwerbung von Privatgrundbesitz — das sind gewissermaßen menschliche Grundrechte. Allein um das der Welt zu verkünden, dazu braucht man nicht eben ein päpstliches Sendschreiben zu verfassen, und um diese Wahrheit zu lernen, dazu braucht man doch wahrhaftig keine Encyklika erst noch zu lesen. Aus diesem Begriffe der Familie folgert Papst Leo aber andererseits, daß der Staat kein allmächtiger sein dürfe und könne. „Es liegt ein großer und gefährlicher Irrthum also in dem Ansinnen an den Staat, als müsse er in das Innere der Familie, des Hauses eindringen.“ Der Papst weist also jedwede Art von Sozialismus, sowohl den Staatssozialismus, wie den demokratischen Sozialismus zurück und will die staatlichen Eingriffe nur auf Fälle schlimmster Noth beschränkt wissen. Man kann auch beim besten Willen nicht finden, daß sich in dieser Auffassung von dem Wesen und der Umgrenzung der Staatsgewalt auch nur ein Fünkchen neuer Erkenntniß zeige. Das Privateigenthum ist unantastbar und heilig, erklärt der Papst, und auch der Staat ist nicht berechtigt, mehr von diesem Privateigenthum in Form von Steuern zu erheben, als er zur Erfüllung der ihm obliegenden Aufgaben bedarf. Das Maß dieser dem Staate obliegenden Aufgaben, wie sie der Papst auffaßt, kommt indessen demjenigen sehr nahe, welches die bürgerliche Gesetzgebung längst festgestellt hat. Es steckt in dieser päpstlichen Encyklika sogar ein gut Stück, wenn auch gemäßigter, manchesterlicher Auffassung. Leo XIII. bekennt sich sogar ganz offen zu der Lehre Bastiats von der Harmonie zwischen Kapital und Arbeit. „Ein Grundfehler in der Behandlung der sozialen Frage ist sodann auch der, daß man das gegenseitige Verhältniß zwischen der bestehenden und der unvermögenden, arbeitenden Klasse so darstellt, als ob zwischen ihnen von Natur ein unversöhnlicher Gegensatz Platz griffe, der sie zum Kampfe aufrufe. Ganz das Gegentheil ist wahr.“ Da werden sich freilich nicht blos die Sozialdemokraten, sondern noch ganz andere Leute ins Fäustchen lachen, wenn sie diese Sätze lesen. Und nun entwickelt Papst Leo, auf diese soziale Harmonielehre gestützt, seine gewiß sehr gut gemeinten Ansichten über das Verhältniß von Arbeitgebern und Arbeitern, damit „Jedem das Seine“ werde. Er kommt sodann auf die Pflicht, wohlzuthun, sehr ausführlich zu sprechen und derselbst natürlich dabei nicht, auf das Ausgleichungskonto für alle irdischen Mißstände im besseren Jenseits hinzuweisen. Hiermit ist dann der kirchliche Standpunkt gewonnen, von dem aus die Lösung der sozialen Frage verhältnißmäßig leicht erscheinen mag.

Allein Papst Leo XIII. ist viel zu sehr Kind seiner Zeit, als daß er nicht auch schon dem irdischen Rechnungsabschlusse einigermaßen gerecht werden möchte, und somit dahin ist sich denn seinen Weg zu der Lösung der Frage, inwieweit denn menschliche Mittel in Bewegung zu setzen seien. Von diesem Betrachtungspunkte aus unterwirft er sodann die ganze moderne Sozialpolitik und Sozialgesetzgebung seiner Beurtheilung. Sie fällt im Ganzen und Großen günstig aus. Er äußert sich in wohlwollenden Worten über die Nothwendigkeit eines auskömmlichen Lohnes, einer nicht übertriebenen Arbeitszeit, — dabei gedenkt er der mühseligen Bergmannsthätigkeit —, über die Regelung der Frauen- und Kinderbeschäftigung, über Arbeitsausstände und über die versittlichende Bedeutung der Arbeit als solcher. Der gute menschenfreundliche Pontifex auf dem Stuhle der Apostelfürsten will es augenscheinlich mit Niemandem in der Welt verderben. Er redet sogar auch den harten Zünftlern ins Gewissen. Und bei aller Vorliebe für korporative Bedeutung im Handwerk kann er doch nicht umhin, zu bemerken, daß in einer Zeit wie die unsrige, „mit ihren geänderten Lebensgewohnheiten, natürlich nicht die alten Innungen in ihrer ehemaligen Gestalt wieder ins Leben gerufen werden können“. Bei der unermeßlichen Bedeutung der päpstlichen Stellung in der Welt ist es indessen schon immerhin von großer Wichtigkeit, daß von dieser autoritativen Seite aus wenigstens die äußersten Anmuthungen der in ihrer Einseitigkeit verblendeten Zünftler rundweg zurückgewiesen werden.

Den Beschluß des Sendschreibens macht dann die Erörterung der Nothwendigkeit eines von allen staatlichen Verboten befreiten Vereinswesens im Interesse der Arbeiterschaften. Hier weist der Papst dann der Kirche, dem Ordenswesen, die weitestgesteckten Aufgaben zu. Er erklärt es für einen innerlichen Widerspruch, auf der einen Seite das natürliche Recht der Vereinsfreiheit zu proklamiren und auf der anderen Seite den „friedlichen und allseitig nützlichen Vereinigungen katholischer Männer den Krieg zu erklären“. Man sieht unschwer, worauthin diese päpstliche Bemerkung zielt. Sie richtet sich in erster und ausschließlicher Linie auf Deutschland, und sie gewinnt deshalb für uns eine unmittelbar praktische Bedeutung. Der baierische Antrag auf die Wiederzulassung des Redemptoristenordens ist bereits eine nicht zu verkennende Antwort auf diese päpstliche allgemeine Aufforderung, der friedlichen und allseitig nützlichen Vereinigung katholischer Männer fürder keine hindernden Verbote in den Weg zu legen. Allein weit wichtiger als die Förderung der materiellen Interessen ist dem Papste die Förderung der Religiosität der Vereinsmitglieder durch jene Ordens-

Ahnen und Enkel.

[133. Fortsetzung.] Von **Georg Engel.**

Aus allen Winkeln wehte ein kalter Zug von Ungemüthlichkeit, trotzdem im Kamin mächtige Holzscheite prasselten und die eleganten Tapeten mit ihrem rothen Schein bemalten.

Aber die Gedanken der schönen Frau paßten zu dieser Umgebung, ihre eigene Seele war das Spiegelbild dieser Stube.

Immer leiser wurde das Spiel, immer trümmerischer die einfache Weise, auf den Flügeln der Töne hob sich die Seele des ruhenden Weibes und eilte auf die Landstraße hinaus, jenem Manne entgegen, den sie erwartete.

Aus dem Kamin sprangen rothe Funken hervor, die Holzscheite platzten und barsten, helle Gluth umfluthete den Sessel der Träumerin und küßte ihr schmeichelnd Antlitz und Glieder.

Da strömte ein kalter Luftzug herein, die Flammen schlugen wild aus dem Luftloch, und die hohe Thür legte sich elastisch in ihr Schloß zurück.

Der Verwartete war gekommen. Lautlos trat er in den Lichtkreis und starrte unverwandt auf die hingestreckte Gestalt, die unbewegt weiter schlummerte. Unwillkürlich verdüsterten sich seine Blicke, ein wildes Wort kam über seine Lippen. Er wandte sich und zog mit Geräusch einen Sessel vor den Kamin.

Rücksichtslos ergriff er dann den Feuerhaken und stieß ihn klirrend unter das brennende Holz. Das Geräusch des klingenden Eisens weckte die Schlummernde. Langsam zog sie den Arm unter dem ruhenden Haupte fort und öffnete erstaunt die großen meerblauen Augen, in denen sich der verglimmende Feuerschein wunderbar wiederspiegelte. „Ah,“ sagte sie, ohne sich zu rühren, „Sie sind es, der das Feuer schürt, lieber Schwager. — Gewiß sitzen Sie schon eine lange Zeit hier und haben mich belauscht — das ist nicht hübsch von Ihnen, Carl!“

Sie drohte mit der kleinen Hand und verzog den Mund zu einem eigenthümlichen Lächeln.

Der Besucher stöberte ruhig weiter in dem Kamin und entfachte die Flammen zu letzter Gluth. „Täuschen Sie sich nicht, Louise,“ warf er ihr gleichmüthig über die Schulter hin, „ich bin zum Belauern und Belauschen zu prosaisch und versteche reizvolle Situationen schlecht zu beurtheilen. Eben bin ich gekommen und habe Sie mit diesem Haken zu erwecken versucht, weil ich mit Ihnen sprechen wollte — das ist Alles.“

„Warum sind Sie so unliebenswürdig, Carl, und wollen mir die kleine Schmeichelei nicht gönnen?“ fragte sie gekränkt, „ist das der Dank dafür, daß Sie der Erste sind, dem ich Louisenlust zeige, oder war das Bild, das sich Ihnen darbot, wirklich so abschreckend?“

Carl warf den Schürer in das eiserne Torfbecken und schlug die Arme ruhig über einander. Keine Muskel verzog sich in dem hartgemeißelten Gesicht, nur in den grauen Augen leuchtete es wie von verzehrenden Flammen.

„Glauben Sie wirklich, Louise, daß Ihre Schönheit so überwältigend auf mich wirkt?“ antwortete er mit scharfem Spott und zuckte geringschätzig mit den Achseln, aber seine Augen überwachten dennoch jede Bewegung des schönen Körpers.

Es war, als ob in dieser Frage ein lähmendes Gift enthalten sei. Regungslos, mit schwerem Athem lehnte das gequälte Weib in ihrem Fauteuil und senkte wie gebrochen ihren Kopf in die schützende Hand. Etwas wie ein zorniger Aufschrei kam über ihre Lippen und schlug wirkungslos an das Ohr des starren Mannes.

„Es giebt Männer,“ fuhr er erbarmungslos fort, „Männer, die wir Beide kennen, die in den Armen eines schönen Weibes ihre Kraft und oft auch ihre Ehre verlieren, es giebt aber auch Teufelinnen, denen in dieser Entwürdigung ein erhöhter schändlicher Genuß liegt, die mit dämonischer Energie dieses Ziel erstreben, um zu herrschen und Alles vor sich niederzuwerfen.

Aber es giebt eine Grenze, ein Ziel — Sie haben es erreicht — ich warne Sie —“

Louise sprang auf und stützte sich zornbebend auf den Deckel des Klaviers. Es war dunkel geworden, nur der Feuerschein warf auf die Streitenden sein malerisches Licht. „Was soll das?“ rief das zitternde Weib und beugte den Leib mit wilder Geberde nach dem ruhigen Mann. „Sind Sie gekommen, um mich zu beleidigen? Was Sie sagten, durfte das Ohr einer Frau schon nicht mehr vernehmen. Sprechen Sie offen, wollen Sie mir Vorwürfe machen?“

Einen Augenblick wurde es still, die Beiden standen sich lautlos gegenüber, nur die Augen des Mannes hefteten sich lodernd auf das zürnende Madonnenantlitz.

„Ja, ich will Sie verletzen,“ sagte er endlich mit feiner eisigen Stimme und trat ihr einen Schritt näher, „womöglich Sie bessern!“

Aus der Brust der Athemlosen brach ein unartikulirter Laut, ihre Faust preßte sich auf die Tasten, daß es einen schrillen Mißklang gab. „Wer gab Ihnen das Recht dazu?“ stieß sie heiser hervor.

„Ihr Mann, Louise.“

Ein höhnisches Gelächter folgte. „Mein Mann?“ rief das junge Weib zuckte spöttisch die Achseln. „Ich wußte nicht, daß Sie so feierlich sein können, lieber Schwager, wenn Sie scherzen wollen.“ Sie warf sich elastisch in ihren Stuhl zurück und blickte ihr Gegenüber mit herausforderndem Lächeln an. „Die Einleitung über Verschwendungssucht und den Ankauf dieser Villa können Sie fortlassen, ich nehme es für geschehen an,“ äußerte sie gelassen und schien sich an seiner Verwunderung zu weiden, „weshalb erstaunen Sie, guter Carl, halten Sie sich für undurchdringlich?“

„Um so schlimmer, wenn Sie wußten, worum es sich handelt,“ unterbrach sie der Angreifer rauh, „es beweist wir von Neuem, daß mein Verdacht begründet war.“

Hierzu für die auswärtigen Abonnenten „Deutsche Lesehalle“ Nr. 21.